

M.-J. FISCHER

DIE GELBE MARKIERUNG

DIE GESCHICHTE VON JAVIER ORTIZ
UND AMIRA KHALID



ERZÄHLUNG

Matthias-Johannes Fischer

Die gelbe Markierung

Als Javier Ortiz zum ersten Mal die *Private Weather sah*, dachte er nicht an Reichtum. Er dachte an Farbe. Der Rumpf war so dunkel, dass er im Hafenwasser fast schwarz wirkte, nur an den Stellen, an denen die Sonne darüberlief, wurde er blau. Darüber lagen die weißen Decks, sauber voneinander abgesetzt, mit Glasflächen, die mehr Himmel als Schiff zeigten. Alles an ihr sah aus, als müsse man es nur mit einem Tuch berühren und schon bliebe ein Fingerabdruck zurück.

Javier stand mit seinem Seesack auf dem Kai von Palma und wartete darauf, dass jemand ihn abholte. Er war zweiundzwanzig. Der Mann von der Agentur hatte ihm gesagt, das Schiff sei neunzig Meter lang, vielleicht etwas mehr, unter Cayman-Flagge, internationale Crew, guter Vertrag, zwölf Wochen an, acht Wochen frei, Trinkgeld unberechenbar, Eigentümer schwierig einzuschätzen, aber nicht dafür bekannt, Leute ohne Grund hinauszuerwerfen.

„Kein Charter“, hatte der Mann gesagt. Javier hatte genickt, als wüsste er, warum das wichtig war. Er wusste es nicht. Er kannte Charterboote, auf denen Gäste jeden

Abend neue Wünsche erfanden und am nächsten Morgen so taten, als hätten sie diese nie ausgesprochen. Er kannte kleinere Motoryachten, auf denen ein Deckhand zugleich Tender fuhr, Jetskis wusch, Eis holte und nachts noch einen Sonnenschirm festband, weil irgendein Gast ihn im Wind hatte stehen lassen.

Die *Private Weather* war etwas anderes. Javier sah es sofort an den Leuten, die über die Gangway kamen. Niemand lief. Niemand schrie. Ein Mann trug eine Kiste mit Ersatzteilen und ging damit, als wäre sie ein Instrument. Zwei Frauen aus dem Interior-Team standen am unteren Deck und stritten leise über Handtücher. Ein Ingenieur kam mit einem Tablet aus einer Seitentür, sah Javier kurz an und ging weiter.

Es gab auf diesem Schiff Menschen für Dinge, von denen Javier bis dahin nicht gewusst hatte, dass man dafür eigene Menschen haben konnte. Am nächsten Morgen kannte niemand mehr seinen Nachnamen. Für die meisten war er einfach Javier. Er war auf Gran Canaria aufgewachsen, nicht weit vom Hafen von Las Palmas.

Sein Vater reparierte Klimaanlage in Hotels, seine Mutter arbeitete viele Jahre an der Rezeption eines kleinen Apartmenthauses, bevor sie die Buchhaltung übernahm. Niemand in seiner Familie war zur See gefahren.

Das Meer war trotzdem immer da gewesen. Nicht als Sehnsucht. Man sah es am Ende einer Straße, roch es

zwischen Häusern, hörte nachts die Fähren, wenn der Wind richtig stand. Javier hatte als Kind nie gedacht, dass Wasser etwas Besonderes sei. Es lag eben neben der Stadt. Mit sechzehn begann er in einer Marina zu arbeiten. Boote waschen. Leinen annehmen. Müll wegbringen. Dann kleinere Reparaturen.

Er war gut mit den Händen und besser darin, jemanden zu fragen, bevor er etwas kaputtmachte. Das brachte ihn weiter als die meisten. Mit neunzehn fuhr er seine erste Saison auf einer dreiundvierzig Meter langen Motoryacht. Mit zwanzig die zweite. Dann machte er Kurse, Sicherheitszeugnisse, Tender-Lizenzen, medizinische Grundausbildung, alles, was man brauchte, damit die Agenturen einen nicht sofort aussortierten.

Von der *Private Weather* hatte er vorher nie gehört. Auch von Alden Soryn nicht. Als er seiner Mutter den Namen des Eigentümers sagte, suchte sie ihn im Internet.

„Ein sehr reicher Mann“, sagte sie.

„Das sind die meistens.“

„Nein. Sehr reich.“

Javier lachte. Dann fragte sie, ob er vorsichtig sein werde. Er versprach es. Mütter wollten Versprechen, für die es auf See keine Garantie gab.

Amira war die erste Person an Bord, die ihn richtig ansah. Nicht musterte. Ansah. Sie stand im

Maschinenkontrollraum, als Javier am dritten Tag einen defekten Beschlag aus dem Tenderbereich brachte. Er sollte ihn bei Engineering abgeben und hatte angenommen, dass jemand ihn entgegennahm.

Amira saß vor drei Bildschirmen und trank Kaffee aus einer Tasse, auf der in großen roten Buchstaben stand: WORLD'S OKAYEST ENGINEER. Javier blieb an der Tür stehen.

„Chief?“

Sie sah hoch.

„Kommt drauf an, was du kaputt gemacht hast.“

„Ich?“

„Dann bist du neu.“

Er hielt den Beschlag hoch.

„Tender garage. Steuerbord. Der Stopper klemmt.“

Amira winkte ihn herein. Sie war vierunddreißig, aber Javier schätzte sie zunächst auf Ende zwanzig. Nicht weil sie jung aussah. Weil sie sich schnell bewegte. Später erfuhr er, dass sie in Lagos geboren worden war, in Rotterdam studiert hatte und danach auf Versorgungsschiffen, Offshore-Schiffen und zwei großen Yachten gearbeitet hatte. Sie sprach Englisch, Niederländisch, etwas Französisch und fluchte in mindestens drei Sprachen über schlecht beschriftete Leitungen.

Sie nahm den Beschlag. Drehte ihn um.

„Wer hat ihn ausgebaut?“

„Ich.“

„Wer hat dir erlaubt, ihn auszubauen?“

Javier zögerte. Sie lächelte.

„Gut. Wenigstens ehrlich.“

Er erwartete Ärger. Stattdessen stand sie auf und holte Werkzeug.

„Komm.“

Sie gingen zusammen zurück zur Tendergarage. Dort zeigte sie ihm, warum der Stopper geklemmt hatte. Nicht der Beschlag. Der Sitz. Eine minimale Verformung.

„Wenn du nur das Teil wechselst, hält es drei Wochen.“

„Und dann?“

„Dann kommst du wieder.“

„Ist das schlecht?“

Sie sah ihn an.

„Für mich ja.“

Sie zeigte ihm, wie man die Führung nacharbeitete. Javier hielt die Lampe. Später hielt Amira die Lampe für ihn. So begann es.

Auf großen Yachten lebten Menschen übereinander, ohne sich zu begegnen. Oben gab es Salons, Glas, Teppiche, Wein, Gäste, leise Türen. Unten gab es Rohre. Pumpen. Kabel. Filter. Wäsche. Kisten. Schrauben. Ersatzteile. Diesel. Kaffee. Und Menschen, die wussten,

wie spät es war, ohne auf die Uhr zu sehen, weil bestimmte Pumpen nur zu bestimmten Zeiten liefen. Javier mochte dieses Leben. Nicht immer. Aber meistens.

Er mochte Arbeit, die fertig sein konnte. Eine Leine lag schlecht. Er nahm sie auf. Dann lag sie richtig. Ein Geländer hatte einen Salzansatz. Er kümmerte sich darum. Dann war das Salz verschwunden. Ein Tender war schmutzig. Dann sauber. Ein Scharnier quietschte. Dann schwieg es. Die Arbeit hatte Grenzen. Das gefiel ihm.

Von Alden Soryn sah er in den ersten drei Monaten vielleicht fünfmal mehr als nur den Rücken. Einmal auf dem Helideck. Einmal am Frühstückstisch durch eine offene Tür. Einmal nachts auf dem Vorschiff. Einmal, als Javier gerade eine Reling polierte und der Eigentümer so dicht an ihm vorbeiging, dass er hätte fragen können, ob er vorbeidürfe. Tat er nicht. Alden blieb stehen. Sah aufs Meer. Vielleicht zwei Minuten. Dann ging er weiter. Javier erzählte Amira davon.

„Er hat dich gesehen?“

„Glaube nicht.“

„Dann hast du alles richtig gemacht.“

„Das ist der Job?“

„Auf diesem Deck? Oft.“

Sie grinste.

Amira wusste mehr über den Eigentümer als Javier, aber nicht viel mehr. Sie wusste, dass er Technik liebte. Das merkte sie daran, was auf dem Schiff verbaut war. Zu viele Sensoren. Zu viele Schnittstellen. Zu viele Systeme, die miteinander reden wollten. Ein normaler Eigentümer interessierte sich dafür, ob die Klimaanlage funktionierte. Alden wollte wissen, warum sie funktionierte. Wie viel Energie sie brauchte. Ob sich das mit Wetterdaten koppeln ließ. Ob man nachts einen Generator weniger fahren konnte, wenn das Schiff anders im Wind lag. Ob die Wasseraufbereitung effizienter arbeitete, wenn man den Verbrauch der nächsten zwölf Stunden prognostizierte.

„Er mag Zahlen“, sagte Javier.

„Er mag Zusammenhänge.“

„Dasselbe.“

Amira saß auf einem umgedrehten Eimer und wechselte einen Filter.

„Zahlen sind einfach. Zusammenhänge machen Ärger.“

Javier reichte ihr den neuen Filter.

„Was ist CIVITAS?“

Sie sah ihn an.

„Wo hast du das gehört?“

„Crew Gerüchte. Die sagen er hätte die Weltformel gefunden. Daher das Geld.“

Amira lachte.

„Natürlich sagen die das.“
„Und?“
Sie zog den Filter fest.
„Ein System.“
„Hilfreich.“
„Sehr.“
„Was macht es?“
„Es rechnet.“
„Was?“
„Alles, wenn du dem Eigentümer glaubst.“
Javier wartete. Amira stand auf.
„Wetter. Energie. Routen. Verbrauch. An Land viel mehr.“
„Und auf dem Schiff?“
„Eigentlich nur Dinge, die ein Schiff sowieso braucht.“
Eigentlich. Das Wort ‚eigentlich‘ fiel Javier damals nicht auf.

Später wurde Amira seine Freundin. Nicht Freundin im Sinn der Crew, die aus jedem Gespräch zwischen Mann und Frau irgendwann eine Geschichte machte. Einfach Freundin. Sie aßen oft zusammen, wenn ihre Schichten passten. Sie tauschten Gefallen. Javier half ihr, wenn Engineering etwas brauchte, das oben im Deckstore lag. Amira half ihm, wenn Deck etwas nicht verstand, das aus einem Kabel kam. Wenn Javier nachts Wache hatte und

Amira im Maschinenraum blieb, brachte er ihr manchmal Kaffee. Wenn sie wusste, dass er morgens früh rausmusste, legte sie ihm Essen zurück, bevor die Galley alles wegräumte. Einmal reparierte sie seinen Kopfhörer.

„Den kannst du wegwerfen.“

„Dann hätte ich ihn weggeworfen.“

„Warum gibst du ihn mir?“

„Weil du ihn reparierst.“

„Das ist Missbrauch.“

Sie reparierte ihn trotzdem. Ein anderes Mal holte Javier ihr ein paar Schuhe aus einer Kabine, weil sie nach sechzehn Stunden im Maschinenraum keine Lust mehr hatte, nach oben zu gehen.

„Wenn du irgendwem erzählst, dass ich im Maschinenraum barfuß war...“

„Ich habe nichts gesehen.“

„Gut.“

Er hatte gesehen, dass sie an der Ferse Blut hatte.

Am nächsten Tag brachte er Pflaster.

Sie sagte nichts.

Nahm sie.

Javier kannte das Schiff anders als Alden. Für Alden war die *Private Weather* ein Ort. Für Javier war sie ein System aus Wegen. Von der Crew mess zur Wäsche. Von der Wäsche zum Tenderdeck. Vom Tenderdeck nach außen.

Von Deck vier zur Brücke, wenn jemand ihn brauchte. Vom Crew corridor zum Maschinenraum. Von der Werkstatt zur Garage. Von der Garage zum Seitendeck. Er wusste, welche Türen bei Seegang schlugen. Welche Stufe bei Nässe rutschig wurde. Wo man sich den Kopf stieß, wenn man zu schnell aufstand. Welche Kaffeemaschine besser war. Welche Dusche morgens zwei Minuten brauchte, bis das Wasser warm wurde. Er kannte einen Teil des Schiffs blind. Den Rest kannte er gar nicht.

Aldens Arbeitsraum hatte er nie betreten. Den Serverraum nur einmal von der Tür aus gesehen. Celeste Soryn kannte er von Fotos. Nikhil Vance überhaupt nicht. Liang Qiren nicht einmal dem Namen nach. Das war die Welt oben. Sie existierte. Sie bezahlte sein Gehalt. Mehr musste Javier lange nicht wissen.

Als die *Private Weather* nach Los Angeles verlegt wurde, hatte Javier einen Monat frei. Er flog nach Gran Canaria. Seine Mutter sagte, er sei dünner geworden.

Sein Vater sagte, er sehe reich aus.

„Wie sieht reich aus?“

„Die Schuhe.“

Javier sah auf seine Turnschuhe.

„Die waren im Sale.“

„Noch schlimmer.“

Sie aßen spät. Seine Schwester brachte ihre Tochter mit. Javier spielte mit dem Kind auf dem Boden. Später

saß er mit seinem Vater auf dem Balkon. Unten hörte man Autos. Weiter weg das Meer.

„Willst du das lange machen?“, fragte sein Vater.

„Was?“

„Schiffe.“

Javier zuckte mit den Schultern.

„Noch ein paar Jahre.“

„Und dann?“

„Vielleicht Bosun.“

„Was ist das?“

Javier erklärte es. Sein Vater nickte, als verstünde er.

„Dann Captain?“

„Nein.“

„Warum?“

„Zu viel Papier.“

Sein Vater lachte. Javier auch. Er sagte nicht, dass es ihm gefiel, nicht verantwortlich für alles zu sein. Er mochte Verantwortung für das, was vor ihm lag. Eine Leine. Eine Tür. Ein Tender. Eine Verriegelung. Nicht für das Meer.

Die Fahrt, auf der er starb, begann für Javier wie jede andere. San Pedro. Proviant. Techniker. Schmutzige Schuhe an Bord. Lieferungen. Checklisten. Ein Problem mit einer Tür. Ein Sensor, der falsche Werte zeigte. Ein Helikopterfenster. Wetter. Alden an Bord. Alles Dinge, die irgendwann auf jeder Yacht vorkamen.

Javier bemerkte die Unruhe zuerst daran, dass Menschen begannen, zweimal nachzufragen. Nicht an Befehlen. An Wiederholungen.

„Ist das wirklich aus?“

„Hat jemand das bestätigt?“

„Wer hat das angefordert?“

„Noch einmal mechanisch prüfen.“

Das war ungewöhnlich. Normalerweise vertraute man den Anzeigen. Jetzt ging plötzlich jemand hin und sah selbst nach.

Am Morgen hatte die Tenderklappe eine falsche Meldung geliefert. Oberer achterer Verschluss nicht sicher. Javier ging mit einem anderen Decksmann hinunter. Er leuchtete auf den Bolzen. Sah gut aus. Er zog daran. Sitzend. Noch einmal. Nichts.

„Sensor“, sagte der andere.

Javier mochte das nicht. Ein Sensor konnte falsch sein. Ein Bolzen auch. Er holte einen gelben Lackstift.

„Was machst du?“

„Markieren.“

Er zog einen dünnen Strich über Bolzen und Gegenstück.

Wenn sich etwas bewegte, würde der Strich brechen. Einfach. Mechanisch. Amira kam später vorbei. Sie sah die Markierung.

„Old school.“

„Funktioniert.“

„Meistens.“

„Besser als dein System.“

Sie sah ihn an.

„Mein System?“

„Alles unter Deck ist dein System.“

„Dann gehört das Meer dir.“

„Nein danke.“

Sie ging weiter. Javier grinste.

Als Nikhil mit dem Helikopter kam, stand Javier nicht am Helideck. Er war unten. Er erfuhr später, dass jemand an Bord gekommen war, von dem alle gedacht hatten, er sei tot. Das war die Art Nachricht, die in einer Crew schneller lief als Feuer.

„Tot?“

„Vermisst.“

„Fernsehen sagt tot.“

„Fernsehen sagt alles.“

„Owner kennt ihn.“

„Sehr gut.“

„Nicht gut.“

Javier hörte zu, sagte wenig. Amira kam zehn Minuten später in die Crew mess. Sie nahm eine Banane.

„Was ist los?“

Javier erzählte es ihr. Sie blieb stehen.

„Wer sagt das?“

„Alle.“

„Dann weiß keiner etwas.“

Sie ging zurück. Später verstand Javier, dass sie da bereits Dinge gesehen hatte, die ihr nicht gefielen.

Am Nachmittag wurden Systeme getrennt. Das merkte jeder. Türen reagierten langsamer. Ein Licht blieb an. Ein anderes aus. Die Klimaanlage machte in zwei Korridoren plötzlich zu viel. Javier bekam den Auftrag, einen Außenbereich manuell zu sichern.

Dann einen zweiten. Helideck. Tender. Luken.

„Was machen wir?“, fragte er Amira über Funk.

„Wir machen das Schiff dumm.“

„Warum?“

„Weil dumm gerade besser ist.“

Er lachte. Sie nicht.

Später verlor das Schiff den Kurs. Javier bemerkte es, weil ein Wagen mit Werkzeug langsam gegen die Wand rollte. Nur ein wenig. Er hielt ihn fest. Auf Schiffen bewegten sich Dinge. Trotzdem wartete er. Das Schiff kam zurück. Dann wieder. Er ging in den Gang. Ein Steward stand dort und sah auf den Boden.

„Merkst du das?“

„Ja.“

„Was ist es?“

Javier zuckte mit den Schultern.

„Meer.“

Die Antwort war nicht richtig. Aber sie war ausreichend.

Als die *Pelagia* sank, wusste Javier nur, dass draußen ein anderes Schiff Probleme hatte. Er sah es nicht. Er half, Rettungsleinen vorzubereiten. Später hörte er, dass sie einen Mann aus dem Wasser gezogen hatten. Noch später, dass sonst niemand gefunden worden war.

Javier dachte an seine Mutter. Nicht weil er Angst hatte. Weil sie bei jedem Gespräch fragte, ob die anderen Schiffe weit weg seien. Als könne die Nähe fremder Menschen einen vor dem Meer schützen.

Das Wetter wurde schlechter. Nicht schlagartig. Es gab keinen Punkt, an dem man sagen konnte: Jetzt. Nur immer mehr Arbeit. Leinen sichern. Lose Teile weg. Außentüren kontrollieren. Wasser. Pumpen. Funk.

Amira war kaum noch zu sehen. Wenn Javier sie sah, hatte sie ein Funkgerät in der Hand oder Öl am Ärmel. Einmal kreuzten sie sich im Korridor. Sie blieb stehen.

„Alles okay?“

„Ja.“

„Lüg nicht.“

„Bei dir?“

„Auch ja.“

Er grinste. Sie schüttelte den Kopf.

„Idiot.“

„Chief.“

Sie gingen weiter.

Dann kam die Meldung aus der Tendergarage. Wasser.

Javier war einer der Ersten dort. Die gelbe Markierung war nicht mehr bündig. Er sah es sofort. Ein paar Millimeter. Vielleicht weniger. Er legte den Finger darauf. Die Linie war versetzt. Amira kam hinzu

„Das war so nicht.“

„Nein.“

„Sicher?“

Er sah sie an.

„Ich habe sie gemacht.“

Sie nickte. Keine weitere Frage. Draußen schlug Wasser gegen die Klappe. Der Rahmen bewegte sich kaum sichtbar. Das reichte.

Die ersten Minuten waren noch Arbeit. Pumpen. Werkzeug. Rufe. Ein Schlauch. Ein Bolzen. Javier stand auf einer kleinen Leiter und versuchte, die obere Verriegelung nachzusetzen. Wasser kam hinein. Noch

wenig. Dann mehr. Er konnte das Meer nicht sehen. Nur das Ergebnis seines Drucks. Jedes Mal, wenn die Yacht rollte, schob sich Wasser durch den Spalt. Nicht wie in Filmen. Kein schwarzer Strom. Kein plötzliches Brechen. Ein Schwall. Dann weniger. Dann wieder. Das machte es schlimmer. Man glaubte immer noch, man könne gewinnen.

Amira rief:

„Lass es.“

Javier arbeitete weiter.

„Noch einmal.“

„Runter.“

„Wenn ich den Bolzen kriege...“

„Runter.“

Er sprang von der Leiter. Die nächste Rollbewegung kam. Wasser schoss über den Boden. Ein Werkzeugkasten rutschte. Javier trat dagegen.

„Alle raus!“

Diesmal war Amiras Stimme anders. Er hörte sofort. Die anderen gingen zum Schott. Einer. Zwei. Drei. Javier sah noch einmal zur Markierung. Sie war weiter auseinander. Er dachte nicht an Alden. Nicht an CIVITAS. Nicht an das Schiff. Er dachte nur: Zu spät.

Dann rollte die *Private Weather* erneut. Die Leiter fiel. Javier griff danach. Nur eine Sekunde. Vielleicht weniger.

Amira war schon durch das Schott. Er sah ihren Rücken.

„Komm!“

Er hob die Hand.

„Geht.“

Dann kam Wasser zwischen ihn und die Tür. Nicht viel. Aber genug, dass er einen Schritt zurücksetzen musste. Das Schott schloss.

Javier stand allein in der Tendergarage. Er hörte die Verriegelung greifen. Er lief zur Tür. Schlag dagegen. Einmal. Dann noch einmal. Draußen Stimmen.

Amira. Sein Name. Er schlug dreimal. Pause. Zweimal.

Keine Bedeutung. Nur damit sie wusste: Er war hier.

„Javier!“

Amira. Er schlug wieder. Die Tür vibrierte unter seiner Hand. Wasser lief um seine Schuhe. Er sah zurück. Die Garage war schief. Oder das Schiff. Es war dasselbe. Der Tender hing in seinen Sicherungen. Das Wasser darunter bewegte sich. Es war höher geworden. Javier wusste genug über Schiffe, um zu verstehen, was das bedeutete. Er wusste nicht genug, um sich einzureden, dass es gut endete. Draußen hörte er Elena. Die Kapitänin.

„Wir können die Tür nicht öffnen.“

Javier legte die Stirn an den Stahl. Für einen Moment war er wütend. Nicht auf Elena. Auf den Satz. Er war dreiundzwanzig. Menschen mit dreiundzwanzig

akzeptierten keine Sätze, in denen vorkam, dass etwas nicht mehr ging. Es musste etwas gehen. Eine Leiter. Eine Luke. Ein anderer Ausgang. Er drehte sich um. Sah zur äußeren Klappe. Wasser. Zur Wartungsluke. Zu hoch. Zum Technikgang. Abgetrennt. Er kannte die Wege. Das war sein Schiff. Sein Teil davon. Und plötzlich führte keiner hinaus.

Amira schlug von außen gegen die Tür.

„Javier! Hörst du mich?“

Er schlug zurück.

„Wir sind hier.“

Er schloss die Augen. Das war gut. Nicht, dass sie dort waren. Dass sie es sagte.

Er dachte an Gran Canaria. An die Küche seiner Mutter. Das Fenster stand dort meistens offen. Auf dem Kühlschrank klebten Magnete von Orten, an denen niemand aus seiner Familie je gewesen war.

Paris. London. New York. Seine Mutter kaufte sie auf Flohmärkten. Er hatte ihr einmal einen aus Palma mitgebracht.

Sie hatte gesagt: „Endlich ein echter.“

Er hatte gelacht.

Das Wasser stand jetzt bis über die Knöchel. Dann höher. Javier stieg auf die niedrige Kante neben dem Schott. Draußen fragte Elena: „Verstanden?“

Er wusste nicht, was sie meinte.

Vielleicht, dass sie nicht öffnen konnte.

Vielleicht, dass sie ihn nicht vergessen hatten.

Er schlug dreimal.

Die nächste Welle traf. Das Schiff legte sich weiter. Das Wasser in der Garage lief los. Javier sah es kommen. Eine ganze Fläche, plötzlich in Bewegung. Er griff nach einem Griff. Das Wasser traf seine Beine. Er fiel nicht. Dann krachte etwas hinter ihm. Der Tender. Oder die Leiter. Oder beides.

Er schlug mit der Schulter gegen die Wand.

Der Schmerz kam sofort. Er atmete. Noch da.

„Javier!“

Amira schrie jetzt. Er wollte antworten. Kein Funk. Nur Stahl. Er schlug. Einmal. Noch einmal.

Er dachte an Amira im Maschinenraum. Barfuß. Kaffee. Die dumme Tasse. WORLD'S OKAYEST ENGINEER. Er dachte, dass er sie damit später ärgern würde. Wenn später kam. Das Wasser ging zurück. Dann wieder hin. Javier wartete. Das Schiff rollte nicht mehr ganz zurück.

Er wusste, was das bedeutete. Er wusste es, weil Amira es ihm einmal erklärt hatte, als sie über freie Oberflächen in Tanks geredet hatten. Wasser, das sich bewegen konnte, machte ein Schiff schlechter darin, sich selbst aufzurichten.

Damals hatte er gesagt:

„Dann sperrt man es ein.“

Amira: „Genau.“

Jetzt war das Wasser nicht eingesperrt. Und er war es. Er legte die Hand wieder an das Schott. Draußen hörte er Amira. Leiser. Vielleicht direkt an der Tür.

„Es tut mir leid.“

Javier atmete aus. Er wollte nicht, dass es ihr leidtat. Das war plötzlich wichtig. Wichtiger als die Tür. Er schlug einmal. Nicht stark. Nur einmal. Vielleicht hörte sie es.

Die Yacht hob sich. Er spürte es im Bauch. Dann fiel sie in die nächste See. Das Wasser kam diesmal höher. Javier verlor den Griff. Schlug gegen den Tender. Kälte. Metall. Dunkel. Für einen Moment wusste er nicht mehr, wo oben war. Dann fand er wieder Luft. Er zog sich hoch. Hustete. Seine Schulter funktionierte nicht richtig.

Keine Stimmen mehr von draußen. Oder das Wasser war zu laut. Javier stand auf der Kante, so hoch er konnte. Der Stahl vor ihm war kalt. Er legte die Stirn dagegen.

Amira war vielleicht noch auf der anderen Seite. Vielleicht schon gegangen. Sie musste gehen. Er wusste das. Das machte es nicht leichter. Er schlug noch einmal.

Wartete. Keine Antwort. Dann hörte er, weit entfernt, einen Schlag von außen. Oder er bildete es sich ein.

Javier Ortiz war dreiundzwanzig Jahre alt. Er hatte nie mit Alden Soryn gesprochen. Er wusste nicht, was eine Weltformel war.

Er wusste nicht, warum in den Stunden zuvor Systeme ausgefallen waren, Routen sich verändert hatten, Nachrichten falsch gewesen waren oder ein Forschungsschiff im Meer verschwunden war. Er wusste, wie man Leinen spleißte. Wie man einen Tender festzurte. Wie man Salz aus Edelstahl bekam, ohne die Oberfläche zu ruinieren. Wie man eine Tür prüfte, wenn ein Sensor log. Er wusste, dass eine gelbe Linie am Morgen gerade gewesen war und am Abend nicht mehr. Es war nicht wenig.

Draußen ging Amira den Gang hinauf. Nach einigen Metern blieb sie stehen. Elena sagte ihren Namen. Amira drehte sich nicht um. Hinter ihnen lag das Schott. Unter seiner Dichtung kam Wasser. Keine Schläge. Amira ging zurück. Nur zwei Schritte.

Legte die Hand auf das Metall.

„Javier.“

Nichts.

„Javier.“

Sie wartete.

Dann kam von der anderen Seite ein sehr schwacher Schlag. Nur einer. Amira schloss die Augen. Ihre Hand blieb auf der Tür.

„Ich bin noch da.“

Elena stand hinter ihr. Sie sagte nichts. Das Schiff neigte sich weiter. Wasser lief durch den Gang. Amira nahm die Hand nicht weg. Erst als Elena sie an der Schulter berührte, löste sie sich vom Stahl. Sie gingen.

Das Licht im Gang flackerte. Hinter ihnen blieb die Eisentür geschlossen.

Und auf ihrer anderen Seite, unsichtbar für alle, lag noch immer die gelbe Markierung, die Javier am Morgen gezogen hatte, damit man sehen konnte, wenn sich etwas bewegte.

Die Erzählung entstand nach Abschluss der Arbeiten am Roman „Windy Lane – Die Weltformel“ (2026).

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus insbesondere Informationen über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei der Erstellung des Titelbildes kam generative Künstliche Intelligenz (KI) unterstützend zum Einsatz. Die Personenabbildungen zeigen fiktive, KI-generierte Charaktere, die zunächst gestalterisch entwickelt und modifiziert wurden.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026 by Matthias-Johannes Fischer
Lektorat: Franziska Fischer

<https://www.mj-fischer.com>